

STAU IM AMAZONAS

Die eigene Familie profitiert vom riesigen Staudammsystem im Regenwald. Der Autor, Mitglied und Aktionär der Industriedynastie von Siemens, hat Bedenken und bricht auf nach Brasilien.

Von Carl von Siemens
Bilder Juliana Spinola



Der Staudamm von Belo Monte in Amazonien entsteht – die ökologischen und sozialen Risiken sind enorm.



Um es gleich vorzuschicken: Ich bin in dieser Geschichte nicht unvoreingenommen. Ich bin ein Nachfahre des Erfinders und Industriellen Werner von Siemens, ich bin Aktionär der Firma, die er gegründet hat, und ich möchte über ein Projekt schreiben, an dem diese Firma beteiligt ist. Der Stein war am 28. Januar 2014 ins Rollen geraten, auf der Hauptversammlung der Siemens AG, die vor fast achttausend Besuchern in der Münchner Olympiahalle abgehalten wurde.

Am Nachmittag trat eine kleine Frau ans Rednerpult. «Mein Name ist Mônica Brito Soares», hallte ihre Stimme durch die Lautsprecheranlage. «Ich komme aus der Stadt Altamira am Fluss Xingu in Amazonien. Ich bin den weiten Weg nach München gereist, um von den Folgen des Staudammprojekts Belo Monte zu berichten.»

Das Ächzen, das durch die Reihen wanderte, liess vermuten, dass ihr Anliegen schon früher vorgetragen worden war. «Ich will Sie darüber in Kenntnis setzen, dass gegen dieses unmenschliche Projekt schon mehr als 25 Gerichtsverfahren laufen», fuhr die Frau unbeirrt fort, «weil mehrfach das brasilianische Gesetz gebrochen wurde, Umweltgesetze missachtet und die Rechte von Ureinwohnern mit Füßen getreten wurden.» Sie schloss mit einem Appell: «Wie können Sie über Ihr Joint Venture Voith Hydro Turbinen für Millionen von Euro für Belo Monte liefern und die Augen verschliessen vor dem, was dieser Staudamm mit dem Leben der Menschen anrichtet?» Ich fühlte, dass diese Frau aus triftigem Grund zu uns sprach. Tatsächlich war mir, als wäre jemand vom anderen Ende der Welt angereist, um mich persönlich um Hilfe zu bitten. Brasilien war weit entfernt, und seine Energiepolitik ging mich eigentlich nichts an. Doch da ich aus den Projekten der Siemens AG eine Dividende bezog, war die Geschichte von Mônica Brito Soares zu meiner eigenen geworden, ob ich es wollte oder nicht.

Ich nahm Kontakt mit einer der Organisationen auf, die in der Olympiahalle mit Mônica Brito Soares in den Ring gestiegen waren.

Schmutziger Unterleib eines Projekts

Amazon Watch ist im kalifornischen Oakland beheimatet und arbeitet mit indigenen Völkern zusammen, um den Regenwald zu schützen.

Neun Monate später reiste ich nach Altamira.

Ich reiste anonym, da ich nicht als Vertreter der dunklen Seite der Macht in Erscheinung treten wollte. Ich reiste in der Begleitung eines Mitarbeiters von Amazon Watch, der meine Identität kannte und mein Reiseführer war. Mich interessierten die Kulturen des Widerstands, die sich gegen den Damm gebildet hatten. Und ich wollte so viel wie möglich über den schmutzigen Unterleib eines Projekts erfahren, an dem die Firma Siemens dort Geld verdient.

Ich reiste in den Nordosten Brasiliens, in den Bundesstaat Pará, wo der Xingu nach einer zweitausend Kilometer langen Reise in den Unterlauf des Amazonas mündet.

Bei Altamira wendet er sich von seiner Laufrichtung ab und kehrt ins Landesinnere zurück, so als wolle er den Moment seines Verschwindens ein letztes Mal hinauszögern. Dann setzt

er in einer 100 Kilometer langen Krümmung, die an den Hals eines Fischreihers erinnert, seinen Weg fort. Die Flussschlinge wird «La Volta Grande» genannt.

Wir fuhren auf einem Motorboot in die Volta Grande hinein und tuckerten durch einen Archipel aus unzähligen Inseln, deren kleinste nur aus einem einzigen Felsen bestand, an den sich ein mageres Bäumchen klammerte. Andere Inseln waren gross und von Wald bestanden, der auch die Uferstreifen säumte. Das klare Wasser rauschte über Stromschnellen und Untiefen. Ein Kosmos, der für Biologen bedeutsam ist – und weitgehend unerforscht. Wie überall im Amazonasgebiet ist der Unterschied der Pegelstände zwischen Regen- und Trockenzeit immens; hier kann er bis zu fünf Meter betragen. In der Regenzeit überflutet der Xingu die Uferstreifen und versorgt den Boden mit Nährstoffen. In der Trockenzeit treten Sandbänke hervor, auf denen Schildkröten ihre Eier ablegen.

In der Flussschleife leben 400 Angehörige der Arara und Juruna. Im Inland, aber noch immer abhängig vom Fluss, siedeln Caboclos – Mischlinge aus Indios und Europäern. Und am Ufer finden sich Siedlungen des Fischervolks, dessen Angehörige als Ribeirinhos bezeichnet werden.

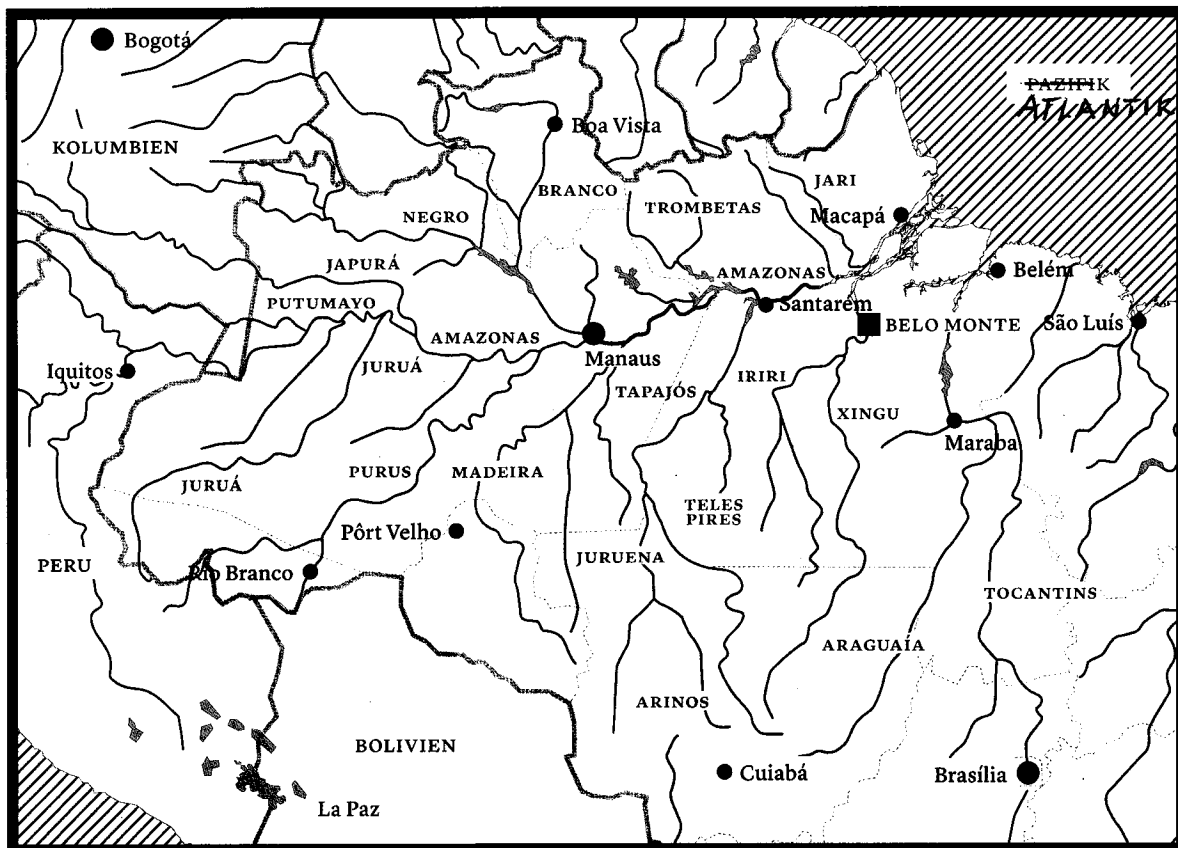
Eine dieser Siedlungen war Santo Antônio. Vor etwa drei Jahren, nach dem Ende der Regenzeit, erbebt dort die Erde. Tagsüber sah man hinter den Bäumen Staubwolken aufsteigen und in der Nacht einen Riegel aus Scheinwerferlicht. Fremde erschienen, um in der Kneipe Cachaça zu trinken. Vom Fluss erklang das Dröhnen schwerer Boote. Dynamit, Scheinwerfer und Motoren vertrieben die meisten Fische. Irgendwann waren so viele Fremde im Ort, dass sich die Bewohner nicht mehr traute, die Kinder allein zur Schule zu schicken.

Lastwagen kippten ihre Ladung in den Fluss. Irgendwann war ein Stück von der Grösse eines Fussballfelds aufgeschüttet worden, es wurde mit Pumpen trockengelegt. Wie in einem Laurel-und-Hardy-Film versuchten die Fremden, die restlichen Fische zu fangen und zurück in den Fluss zu werfen, doch sie entglitten ihren Händen. Das Becken verlor an Sauerstoff, und die Fische starben – sie drehten sich und schaukelten auf dem Wasser hin und her.

Als Santo Antônio umzingelt war, erschienen Vertreter eines Energieversorgers. Sie boten den Einwohnern, die wegzuziehen bereit waren, eine Entschädigung an. Wer dennoch bleiben wollte, wurde einfach durch Gerichtsbeschluss evakuiert. Wo früher einmal das Dorf stand, ist heute ein Parkplatz. Busse rattern auf einer Schotterstrasse vorbei, während sich Bagger durch die Baugrube wühlen. Auf den Felsen erhebt sich eine sechs Kilometer lange Mauer, durch deren Turbinenschächte der blaue Himmel scheint. Hier entsteht der drittgrösste Staudamm der Welt.

Die Staumauer wird den Lauf des Xingu unterbrechen und den Grossteil seines Wassers in zwei Kanäle umleiten, die die Volta Grande in westöstlicher Richtung durchstechen. Am östlichen Ende, unweit des Örtchens Belo Monte, wird dieses Wasser vom Hauptkraftwerk gefangen, durch dessen Turbinen es zurück in den Oberlauf tost.

Die Anlage wird eine Kapazität von über 11 000 Megawatt haben. Das entspricht, nach Angaben eines Zulieferers, der



Leistung von 17 Atomkraftwerken, 3700 Windtürmen oder fast 50 Millionen Solarpanelen. Dabei haben sich die Konstrukteure eine Eigenheit der Volta Grande zunutze gemacht: Zwischen Anfang und Ende der Kanäle besteht eine Fallhöhe von 90 Metern, in der das Wasser Fahrt aufnimmt. Für die «Barrageiros», wie man die Staudammbauer in Brasilien nennt, besitzt das Projekt den Status einer Ikone.

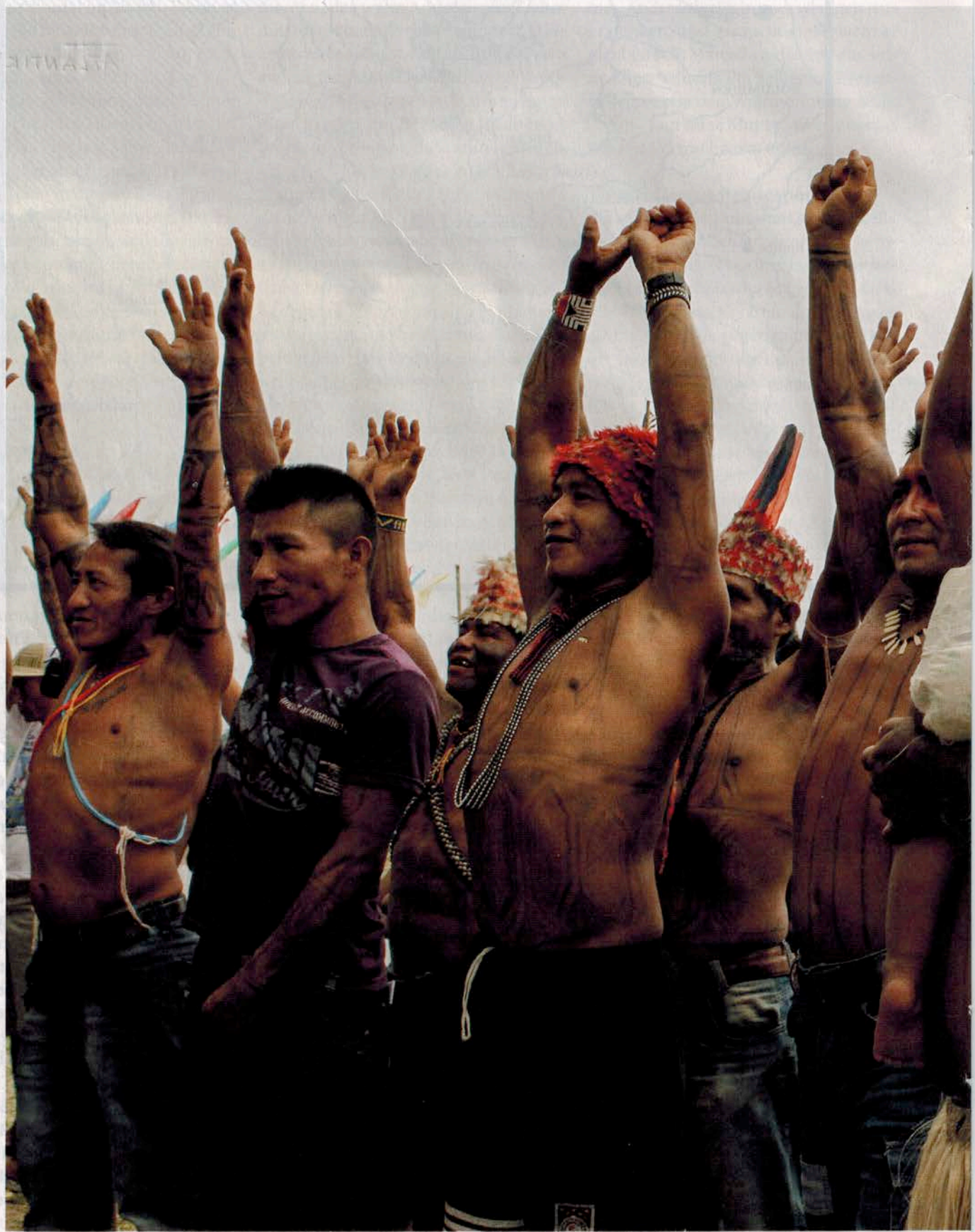
«Gott schafft einen Ort wie Belo Monte nur einmal in langer Zeit», strotzte einer der Ingenieure vor Glück. «Der Standort ist für einen Dammbau wie gemacht.» Für die Durchführung wurde ein Konsortium namens Norte Energia gebildet, dessen wichtigster Aktionär die staatliche Elektrobrás ist. Bau massnahmen liegen in den Händen von CCBM, einem Zusammenschluss mächtiger Bauunternehmen wie Odebrecht, Camargo Corrêa oder Andrade Gutierrez, denen eine lukrative Nähe zum politischen Geschäft nachgesagt wird. Konsortialführer für die technische Umsetzung ist die deutsche Voith Hydro, die mit der französischen Alstom und der österreichischen Andritz Turbinen liefert. Siemens hält 35 Prozent an Voith Hydro, ist aber auch direkt beteiligt, da die Firma Transformatoren liefert und der bevorzugte Anbieter der Stromtrasse ist.

Da nur ein Fünftel des Xingu die Staumauer passieren darf, wird er in der Regenzeit das Ufer nicht mehr mit Nährstoffen versorgen. Fische, die im Schwemmland ihre Eier ablegen, verlieren ihre Laichgründe. Mit dem Abflauen der Strömung lagern sich Sedimente ab, die vorher abtransportiert wurden, und die Volta Grande läuft Gefahr zu versanden.

Doch die Auswirkungen des Damms betreffen nicht nur die Region. Die vielen Wanderfische, die für den Amazonas so bedeutend sind, werden ihren Weg durch zwei Mauern versperrt finden. Für sie sollen Treppen gebaut werden, doch es bestehen Zweifel, ob sie überhaupt funktionieren. Da sich der Dammbau in der Nähe der Mündung befindet, werden die Bestände des Xingu in seiner Gänze betroffen sein und so auch die Menschen, die sich von ihnen ernähren.

Vollendete Tatsachen

Terra Wangã ist eines von einem halben Dutzend Dörfern der Arara, die sich in der Volta Grande befinden. Seine Bewohner leben vom Fischfang und kleinen Feldern mit Maniok, Bohnen und Mais. Ist der Boden verbraucht, wandern die Felder weiter und geben dem Wald zurück, was ihm an neuer Stelle genommen wird. →



Indios vom Stamm der Mundurukú demonstrieren gegen ein Staudammprojekt am Tapajós-Fluss in Amazonien.



Für mehr Infos
für online & offline

Für mehr Infos

«Wir sind gegen den Damm gewesen, und wir werden weiterhin gegen den Damm sein», sagte Josené, ein junger Stammesführer in Fussballshorts und Flipflops, unter einem Mangobaum frassen Schweine herabgefallene Früchte, eine Stromleitung hängelte sich von Palmendach zu Wellblechgiebel, dahinter dudelte ein Soundsystem.

«Der Fluss bedeutet für uns das Leben. Der Damm kommt, um das Leben zu zerstören. Wir werden den Fluss nicht mehr befahren können, denn er wird nicht genügend Wasser führen. Als Entschädigung haben wir eine Strasse gefordert, doch sie ist nicht gebaut worden. Die Fische werden sterben oder fortziehen, wenn der Xingu verschmutzt ist. Und wir werden nichts mehr zu trinken haben, wenn sich das Wasser unseres Brunnens braun färbt.»

«Sind die Arara von der Regierung gefragt worden, ob der Damm gebaut werden darf?»

«Es hätte Anhörungen geben sollen, doch so etwas hat nicht stattgefunden. Einmal sind die Vertreter einer Behörde zu uns gekommen und haben gesagt: «Das ist keine offizielle Anhörung, aber wir möchten das Projekt diskutieren.» Später haben sie behauptet, dieses Treffen sei eine Anhörung gewesen. Doch das stimmt nicht, eine Anhörung hat ein anderes Format.»

Die Haltung der Indios ist keine geschlossene Front der Ablehnung mehr. Sie ist zu einer Verhandlungsposition geworden. Einige bleiben entschlossen, ihre Lebensweise mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Andere sind mit Autos, Fresskörben, Mobiltelefonen und Booten regelrecht gekauft worden. Die meisten haben Jahrhunderte der Entrechtung hinter sich und versuchen nun einfach, unter den gegebenen Umständen das Beste für sich herauszuschlagen.

Nachdem die Arara vor vollendete Tatsachen gestellt worden waren und ihrem Ärger durch Strassensperren Luft gemacht hatten, erreichten die ersten Entschädigungsleistungen die Volta Grande. Als sich herumgesprochen hatte, dass Geld fliessen werde, begannen die Dörfer wie durch Geisterhand zu wachsen. Wahrscheinlich haben in den vergangenen Jahren niemals mehr Indios die Flusschlinge zu ihrem Wohnsitz gemacht als in den Monaten, in denen allen dämmerte, dass ihre Lebensweise dem Untergang geweiht sein würde.

Bei schwindendem Licht schipperten wir zurück nach Altamira. An uns glitten Schilder in den Zweigen vorbei, die den Namen der kanadischen Belo Sun Mining Corporation trugen; sie steckten das Gelände einer Goldmine ab. Zwar war dem Projekt gerade die Vorlizenz entzogen worden, da keine Studien über die Auswirkungen durchgeführt worden waren. Doch wenn der Xingu fast trockengelegt und die Arara verschwunden sein werden, wird wenig übrig sein, was der Mine im Weg stehen könnte.

Das Glück auf eigene Faust suchen

«Es waren immer die Indigenen, die die schlimmsten Aspekte dieser Art von «Entwicklung» zu tragen hatten», sagte Sheyla, eine Sprecherin der Juruna, «sei es durch den Kautschukboom oder den Bau der transamazonischen Schnellstrasse. Doch Belo Monte ist zum entscheidenden Faktor geworden. Meine

Leute blicken nicht mehr auf ihre eigene Kultur, sondern in eine andere Richtung. Aber wie sollten wir uns auch schützen? Wir sind verwundbar und wenig gebildet. Wir wissen nichts von unseren Rechten. Unsere Zerbrechlichkeit führt zur Auflösung unserer Identität.» Ich wollte wissen, welche Art von Entwicklung sie sich wünschte.

«Die Grundlage indigener Entwicklung sind Landrechte. Wenn uns das Land gehört, und oft ist das nicht der Fall, können wir darauf hinarbeiten, unabhängig zu sein und uns selber zu ernähren. Unser Land ist reich, und wir erhalten es für die Regierung. Aber diese zahlt uns das nicht zurück, etwa durch Projekte, die es uns ermöglichen, aus der Fülle der Natur zu schöpfen. Stattdessen nimmt die Regierung das Land für sich und zerstört es.»

Unser Gespräch fand in den Büroräumen des «Movimento Xingu Vivo» statt, einer Sammelbewegung des Widerstands gegen den Damm. Es versteckt sich im Zentrum Altamiras hinter einer Stahltür und ist ein Ort der politischen Leidenschaften, von denen das Revolutionskolorit an den Wänden ein Zeugnis ablegt. Auf den Strassen herrschte unterdessen Goldgräberstimmung.

Über Nacht musste eine Stadt von 80 000 Einwohnern den Ansturm einer Armee von Wanderarbeitern verkraften; insgesamt sind 20 000 Menschen auf der Baustelle beschäftigt. Die meisten wohnen in abgeschotteten Camps in der Volta Grande, doch andere haben in der Stadt ihre Bleibe gefunden. Schulen und Spitäler, die von Norte Energia versprochen worden waren, sind gar nicht, zu spät oder nur schlampig gebaut worden. Gleichzeitig hat das Anschwellen der Kaufkraft Altamira in einen Boom versetzt. Japanische Autos und Kleinlaster mit aufgedrehten Musikboxen drängen sich im Stau, und Hoteliers, Händler und Gastwirte arbeiten sieben Tage in der Woche, solange die Fremden noch vor Ort sind. In wenigen Jahren wird es mit dem Boom vorbei sein. Die Arbeiter werden weiterziehen oder in der Stadt und den umliegenden Wäldern auf eigene Faust ihr Glück suchen.

Seit dem ersten Spatenstich für ein Teilstück der Transamazonica ist Altamira zu einer Grenzstadt im Wilden Westen Brasiliens geworden. Er ist von Glücksrittern, Landnahmen, weitgehender Rechtlosigkeit und einer Brutalisierung geprägt worden, die in verstörenden Gewaltverbrechen ihren Ausdruck gefunden hat. Anfang der 90er-Jahre erschütterte eine Serie von Prostituiertenmorden die Stadt. Und unter nie vollständig geklärten Umständen verschwanden Jungen von den Strassen, von denen über zwei Dutzend umgebracht – manche grässlich verstümmelt – aufgefunden wurden.

Der Damm ist das Lieblingskind von Brasiliens regierender Arbeiterpartei PT. Im März 2004 hatte Präsident Lula da Silva seinem Kabinett die Anweisung erteilt, Mittel und Wege zu finden, um Umweltschutzbedenken und andere Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die grosse Infrastrukturprojekte gestoppt hatten. Energieministerin war damals seine spätere Nachfolgerin Dilma Rousseff. Ein Jahr später gab die Nationalversammlung grünes Licht für Belo Monte.

Dilma Rousseff ist dem Staudammprojekt auf eine fast religiöse Weise verbunden. Als sie während des Wahlkampfs ge-

fragt wurde, was die wichtigste Leistung ihrer abgelaufenen Amtszeit sei, antwortete sie ohne Zögern: «Belo Monte.» Gegen den Damm mobilisierte sich eine Regenbogenkoalition, die Hollywoodstars wie James Cameron und Sigourney Weaver für sich gewann, deren Film «Avatar» vom Kampf eines Indianerplaneten gegen eine Bergbaugesellschaft erzählt.

Verloren im Dunst des Regenwalds

In Altamira ist der Protest untrennbar verbunden mit dem Bischof der Diözese, dem Österreicher Erwin Kräutler, und mit Antônia Melo. 2010 wurde Dom Erwin für seinen Einsatz für Menschenrechte und Wald mit dem Right Livelihood Award ausgezeichnet, der als «Alternativer Nobelpreis» gilt.

Antônia Melo ist das Herz des Movimento, eine fünffache Mutter in ihren Sechzigern mit gefärbten Korkenzieherlocken und einer Vorliebe für theatralischen Schmuck. Sie gehörte 2008 zu den Organisatoren einer Versammlung, auf der über tausend Indios ihre Ablehnung des Damms zum Ausdruck brachten; ihr Schlachtruf «Xingu Vivo Para Sempre!» verlieh der Bewegung ihren Namen.

Es sollte ihr Zenit werden. Antônia Melo wurde mit Mitstreitern nach Brasília geladen, wo Lula ihnen am runden Tisch mit Engelszungen versprach, er wolle keinem den Staudamm «in den Rachen schieben». Doch im Juni 2010 besuchte der Präsident auf einmal die Gegend, warf auf einer Massenveranstaltung in einem Fussballstadion sein ganzes Gewicht für Belo Monte in die Waagschale und empfahl Umweltschützern und «Gringos», lieber in den Golf von Mexiko zu gehen, der nach der Havarie der Ölplattform Deepwater Horizon von fossilen Brennstoffen verschmutzt worden war.

«Es reicht endgültig, dass ein Gringo daherkommt und Brasilien Ratschläge erteilt», schüttelte der Charismatiker seine erhobene Faust. «Wir müssen der Welt zeigen, dass niemand unseren Wald mehr schützen will als wir selber. Weil er uns gehört. Und kein Gringo sollte seine Nase in Dinge stecken, die ihn nichts angehen!»

Die PT stand ideologisch hinter den Gewerkschaften und Bürgerrechtlern, die sich im Movimento engagierten. Die garieten in einen Loyalitätskonflikt. Am Ende siegten Präsident und Partei.

«Wären wir weiter vereint marschiert, hätten wir Belo Monte verhindern können.» Niedergeschlagenheit legte sich über Antônia Melos Gesicht. «Aber die Regierung weiss, wie man Indigene gegeneinander aufwiegelt.»

Obwohl das aufgestaute Wasser ungefähr eine Fläche von der Grösse des Bodensees bedecken wird, ist diese im Verhältnis zur Kapazität klein, da Belo Monte ein Durchflusskraftwerk ist und von der Neigung der Volta Grande profitiert. Dort muss der Wald abgeholzt werden, damit das Holz nicht zu klimaschädlichem Methan verrottet. Ein trauriges Beispiel dafür lieferte der Tucuruí-Damm am Fluss Tocantins, dessen Treibhausgasausstoss 1990 einer Menge an Kohlendioxid entsprach, die den Brennstoffverbrauch São Paulos übertraf.

Wenn sich die Stauseen füllen, wird ein Drittel von Altamira überschwemmt werden. Mehr als 20 000 Menschen verlieren das Dach über dem Kopf. Oberhalb der Stadt werden

deswegen Ausweichquartiere aus dem Boden gestampft. Auf winzigen, identischen Grundstücken reiht sich ein winziges, identisches Betonhäuschen an das nächste. Unter den nackten Strommasten sehen sie mit ihren lustigen Farben wie die Mustersiedlung einer Modelleisenbahnanlage aus.

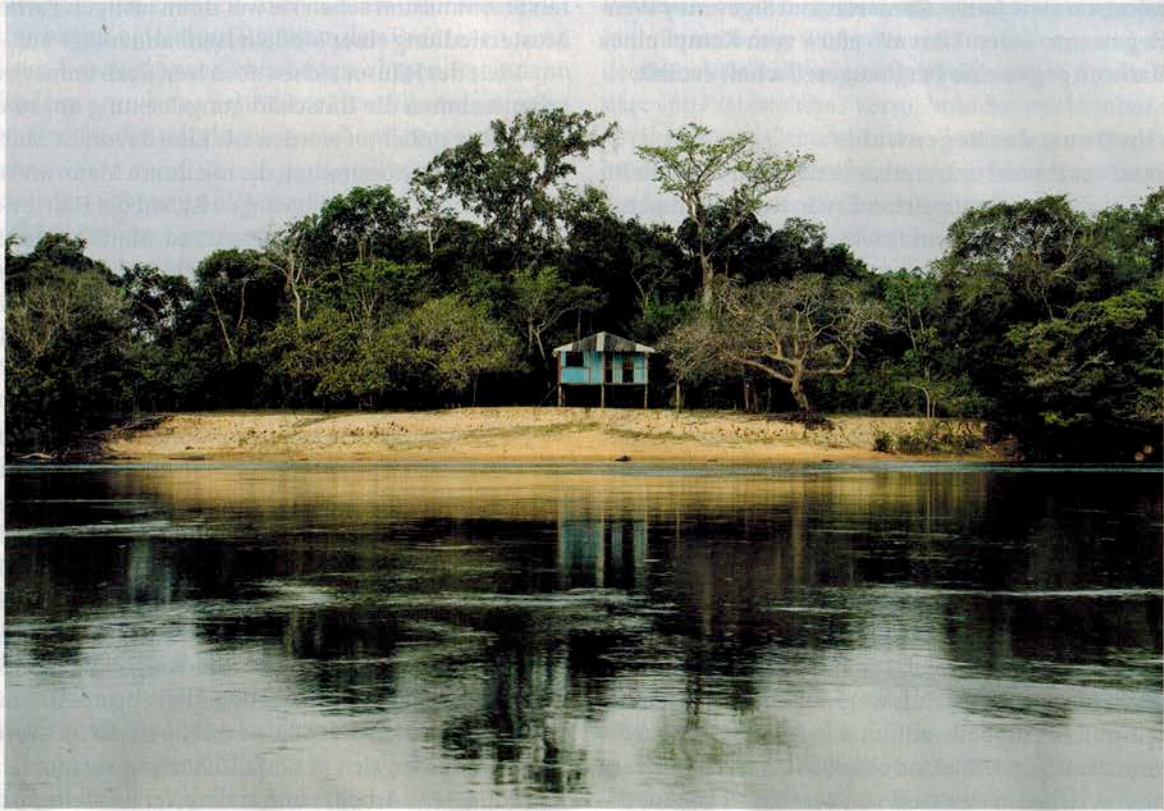
Viele der Häuser stehen noch leer, doch immer mehr Menschen nehmen die Entschädigungsleistung an, zu der Norte Energia verpflichtet worden ist. Eine davon ist Maria, mit 38 Jahren schon Grossmutter, die mit ihrem Mann und neun Seelen vor drei Monaten eingezogen ist, auf die Hälfte der Fläche, die ihnen vorher zur Verfügung stand. Maria schenkt Cachaça aus. Die Wände bröckeln so, dass die Haken der Hängematte nicht halten. Regen hat das Schlafzimmer unter Wasser gesetzt, und der Fleck an der Decke ist noch immer nicht getrocknet. Sieht so aus, als könnte die Siedlung trotz guter Absichten zum Potemkin'schen Dorf werden.

Aufgrund der saisonalen Schwankungen des Flusses wird das Kraftwerk im Jahresdurchschnitt auf weniger als der Hälfte seiner Kapazität laufen. Durch seinen Bau ist ein Argument dafür geschaffen worden, die Wasserzufuhr des Xingu durch weitere Dämme zu stabilisieren. Die Pläne knistern seit langem in der Schublade. Die Stauseen und Rodungen, die entstehen würden, sind grösser als die von Belo Monte. Unabhängig von den Grenzsteinen des Projekts werden Bergbauunternehmen folgen mit ihren Verwüstungen. Fischer werden an andere Ufer ausweichen und dort Druck auf die Bestände ausüben. Und die neuen Strassen werden sich in Einfallsschneisen verwandeln, auf denen entlassene Arbeiter und andere Verzweifelte an den Xingu drängen, um sich aus den Wäldern einen Acker zu schlagen.

Die Gewinne von Belo Monte sind eine messbare Grösse, die auf Interessengruppen verteilt worden ist, während sich Risiken und Konsequenzen im Dunst des Regenwalds verlieren. Da die Akteure nicht überall zur Verantwortung gezogen werden, erinnern Aspekte des Projektes an die Finanzkrise, in der Gewinne privatisiert und Kosten der Gesellschaft aufgehast wurden. Für den Auftrag und die Rodungen trägt die brasilianische Regierung die Verantwortung, für die Einhaltung der Auflagen Norte Energia. Doch da Voith Hydro, Alstom, Andritz oder Siemens den Staudamm haben Wirklichkeit werden lassen, mit allen seinen Folgen, sind sie Teil des Problems und nicht Teil seiner Lösung.

Hindernisse müssen weg

Als ich mich mit den Folgen des Staudammes beschäftigte, empfahl mir ein Professor an der Berliner Humboldt-Universität die Foren einiger Biologen. Dort erfuhr ich von in der Volta Grande beheimateten Arten, die durch die Trockenlegung bedroht sind oder aussterben werden. Darunter sind eine Subspezies des braunen Satansaffen, dessen Gesicht wie ein überfahrener Autoreifen aussieht, ein vegetarischer Piranha oder der Zebrawels in seinem feenhaft schönen Schleierkleid. Welche Chancen haben diese Kreaturen, angesichts der gewaltigen Interessen, die am Amazonas am Werk sind? Nach der Logik der industriellen Entwicklung sind sie nicht nur überflüssig geworden, sondern stellen, weil unter Naturschutz, ein handfestes Hindernis dar. —>



Ist der Damm gebaut, haben die heute am Flussufer lebenden Indios kein Siedlungsgebiet mehr (oben). Der Konzern Norte Energia baut an anderer Stelle Betonhäuser für Zwangsumgesiedelte.

Um Hindernisse dieser Art schneller aus dem Weg räumen zu können, wird in Brasília eine Reihe von Gesetzesänderungen verhandelt, die als Verfassungsergänzung PEC 215 registriert wurden. Hinter dem nüchternen Kürzel verbirgt sich eine doppelte Strategie: Zum einen soll es in Zukunft schwerer gemacht werden, neue Gebiete unter Schutz zu stellen, und zum anderen leichter sein, bestehende Schutzgebiete rückabzuwickeln. Noch steht ein Viertel der Landmasse Brasiliens unter Naturschutz. Da fast jedes Projekt in dieser Region früher oder später eines dieser Schutzgebiete berühren wird, ist die Stossrichtung der Initiative eindeutig: PEC 215 ist darauf ausgelegt, Amazonien für Wasserkraft, Bergbau, Strassenbau und Landwirtschaft zu öffnen.

Vieles von dem, was man in dieser kaum besiedelten Region erwirtschaften möchte, soll dem bevölkerungsreichen Süden zugeführt werden. Eine treibende Kraft ist auch die Aluminiumindustrie, die mit der amerikanischen Alcoa, vor allem aber mit japanischen und chinesischen Firmen Joint Ventures von globaler Bedeutung aufsetzt.

China, das sowohl ein Umwelt- als auch ein Energieproblem hat, drängt mit Macht in die Finanzierung neuer Dämme. Da die Stromversorgung Brasiliens auch in Zukunft zu fast 80 Prozent durch Wasserkraft gedeckt werden soll, befinden sich nach dem Energieplan 2011-2021 im Amazonasbecken elf neue Dämme unter Vertrag oder im Bau, neun weitere grosse sind in Planung. Man muss davon ausgehen, dass früher oder später jeder dammbare Fluss zur Disposition gestellt wird. Sollte das umgesetzt werden, wird die Weltgemeinschaft im 21. Jahrhundert die Wildnis dieser Flüsse verlieren. Amazonien wird zu einer Kulturlandschaft werden.

Betrachtet man das Amazonien auf einer Karte, so sieht man einen Baum aus Flüssen, die in westöstlicher Richtung vom Andengebirge in den Atlantik strömen. Im Norden ist der wichtigste Zweig dieses Baums der Rio Negro, im Westen der Solimões, der in Peru seinen Ursprung hat und sich aus dem Marañón speist. Bei Manaus vereinen sich Rio Negro und Solimões zum Amazonas, der durch seine Zubringer weiter anschwillt, bis er für ein Fünftel der Süsswassermenge verantwortlich ist, die sich auf dem blauen Planeten in die Ozeane ergiesst.

Die Flusslandschaft wird vom grössten Regenwald der Erde bedeckt, der noch immer vier Fünftel seiner ursprünglichen Fläche umfasst. Ihrer Masse entsprechend, fängt jede Baumkrone dieselbe Menge an Wärme und Wind; zusammen bilden die Kronen ein gewaltiges Trägheitsmoment, das Südamerika vor extremen Wetterereignissen bewahrt, wie sie etwa die Vereinigten Staaten heimsuchen.

Smartphones und Kriegsbemalung

São Luiz wurde zum nächsten Ziel unserer Reise. Hier steht ein Megadamm vor der Vollendung. Davon werden die Mundurukú betroffen sein, ein kriegerischer Stamm, der bis ins 19. Jahrhundert seine Dörfer mit abgeschlagenen Köpfen dekorierte. Nun hat Vale SA, einer der grössten Bergbaukonzerne der Welt, auf ihrem Gebiet eine Goldkonzession beantragt.

In São Luiz wollten sich 150 Mundurukú mit dem Fischer-volk versammeln, zwei Bootsladungen Demonstranten, einige

Journalisten und vier katholische Bischöfe, darunter Dom Erwin aus Altamira, um eine Messe im Urwald zu feiern.

Als uns ein Flugzeug tiefer nach Westen in das Amazonasbecken hineinrug, da war mir, als glitten wir über ein Meer. Bis zur Wölbung des Horizonts erstreckte sich unter uns eine Wasserfläche, deren Ufer nicht auszumachen waren. Es war das Delta des Tapajós, der hier auf den Amazonas trifft, dessen scheinbar regungslose Fluten wie die Oberfläche einer kahlen, von der Sonne verbrannten Steppe wirkten.

Früh am kommenden Morgen liefen wir zum Hafen von Santarém. Die beiden Boote des Demonstrationszugs waren mit kämpferischen Transparenten geschmückt, und auf den Passagierdecks hing schon bald eine Hängematte neben der anderen.

Einen Tag lang fuhren wir flussaufwärts. Die Reise war angenehm, denn ein Wind wehte, und es gab keine Mücken. Auf dem Oberdeck hatten sich einige Musiker um einen Indio und seine Gitarre geschart, der sich einen Strohalm durch die Nasenscheidewand gezogen hatte.

Manchmal war auf beiden Seiten das Ufer zu sehen, dann trat es wieder zurück.

Am Nachmittag fand eine endlose Diskussion auf dem Oberdeck statt, das sich unter dem Sonnendach erhitzte. Nach einem Nachtessen aus Fischmehl und Huhn schaukelte ich in meiner Hängematte zwischen einem Ehepaar hin und her, das mich mit Knie- und Ellenbogenstössen traktierte. Irgendwann später spürte ich, dass unser Boot vor Anker gegangen war. Die Maschinen standen still, und ich schlief ein. Am nächsten Morgen wurden wir vom Klang kratzender Schlagerplatten geweckt.

Von einem anderen Boot strömten Mundurukú in Kriegsbemalung an Land; andere standen auf den Felsen und bepinselten sich die Rücken und Arme. Das Ufer mit seinen Buchten, Büschen und dem niedrigen Wald war sanft und weich. Wir stiegen eine Anhöhe empor, die von einem Mangobaum beherrscht wurde. In seinem Schatten war ein Transparent aufgespannt worden, vor dem sich drei Bischöfe am Messtisch in Schale geworfen hatten. Der vierte war zu Hause geblieben. Siemens-Ingenieure waren nirgends zu sehen.

Die Mundurukú filmten die Redner unter dem Mangobaum mit ihren Smartphones, schüttelten Blasrohre und Speere in die Kameras und tranken dazwischen Kaffee aus Plastikbechern in einer mit Palmenzweigen gedeckten Halle. Davor war Dom Erwin von einem Fernsehteam auf eine Bank in die Sonne gesetzt worden. Mit verwundertem Zeigefinger berührte er den Nasenring einer Aktivistin, die vor Freude bis unter die Haarwurzeln errötete. Dann flüchteten wir uns zum Interview in den Schatten der Schule.

«Der Widerstand gegen diese Projekte läuft vor allem über die Kirche», sagte ich. «Warum?»

«Ich frage mich: Was ist Kirche? Kirche – das ist dieses Volk. Als Bischof muss ich auf das Volk zugehen, in allen seinen Nöten und Ängsten. Ich habe mit diesem Volk gegen alle Formen des Todes anzukämpfen. Es geht um nichts anderes als das Leben.»

«Es sieht so aus, als ob eine besondere Beziehung zwischen der Kirche und den Indigenen besteht.» —→

«Ja, das kann man so sagen. Speziell mit den Mundurukú.»
«Aber die Kirche ist doch auch für die Dezimierung ihrer Kultur verantwortlich gewesen?»

«Mein Gott, die Missionare waren Kinder ihrer Zeit. Ich will keine Steine auf vergangene Jahrhunderte werfen, aber wir müssen aus diesen Fehlern lernen. Die Mundurukú sind katholisch, aber sie haben ihre Kultur nicht verloren. Und das muss ja möglich sein.»

«Die Kulturen der indigenen Völker sind im Augenblick sehr grossem Druck ausgesetzt, können diese Kulturen überhaupt noch bestehen?»

«Ich glaube noch immer daran, dass sie überleben. Und ich glaube auch, dass das eins der Ziele der Kirche ist. 1987 haben wir zusammen versucht, ihre Völkerrechte in die Verfassung zu bringen. Und das ist uns gelungen. Ihr Recht auf ihr angestammtes Gebiet, auf ihre kulturellen Ausdrucksformen, ihre Sprache. Ihr Recht, dass man nicht in ihr Gebiet eindringen kann, es sei denn, man fragt sie. Und dass ihre Gebiete in einer Frist von fünf Jahren abgegrenzt werden.»

«Das ist dann 1988 beschlossen worden?»

«Ja, 1988. Heute ist die Hälfte der Gebiete abgegrenzt. Es gibt eine anti-indigene Kampagne, dass man diese Rechte revidiert. Da meine ich, dass die katholische Kirche auf den Tisch hauen muss. Brasilien kann es sich nicht leisten, die indigenen Völker an die Wand zu stellen.»

«Sie sind auch für ihr Engagement gegen Belo Monte bekannt geworden...»

«Vor 50 Jahren bin ich von Österreich nach Brasilien gekommen. Ich kenne, sage ich mit voller Überzeugung, den Xingu wie sonst niemand. Und ich höre den Schrei dieser Völker. Ich weiss, was der Fluss für diese Menschen bedeutet. Ich weiss auch, dass die Regierung den Fluss in seiner Gänze opfern will. Und das ist für mich ein Dolchstoss ins Herz von ganz Amazonien. Ich weiss, dass wir Energie brauchen, aber auf diese Art und Weise geht es nicht. Man kann nicht Völker der Energiegewinnung opfern.»

«Der Energieverbrauch Brasiliens wird vor allem durch Wasserkraft gedeckt. Kann man einem Land verweigern, sich in diese Richtung industriell zu entwickeln?»

«Es geht nicht um Verweigerung. Wir haben Top-Wissenschaftler, die auch die Sonnenenergie, die Windenergie und die Biomasse vorstellen. Sie haben mir gesagt: Wenn man die bestehenden E-Werke überholt und die Überlandleitungen, dann braucht man Belo Monte nicht.»

«Am Staudamm sind ausländische Firmen beteiligt...»

«... Andritz, Voith, Siemens ...»

«Haben Sie eine Botschaft an diese Firmen?»

«Hab ich schon längst schriftlich gemacht. Ich habe sie sogar eingeladen, damit sie sehen, was hier geschieht. Ich habe keine Antwort bekommen.»

Ich wahrte meine Anonymität bis zum Ende der Reise. Als wir uns am Nachmittag auf den Rückweg machten, lernte ich, dass mir weniger Gefahr von Curare-Pfeilen drohte als von meinen kapitalistischen Brüdern. Ich erfuhr von einer Studie der Organisation «Global Witness», aus welcher hervorgeht, dass Brasilien für Umweltschützer das gefährlichste Land auf

der ganzen Welt war. Zwischen den Jahren 2002 und 2013 sind dort 448 Menschen getötet worden; viele von ihnen hatten sich gegen Landraub, Bergbauoperationen oder Rodungen engagiert.

Der mutigste Mensch auf dem Boot

2001 wurde Ademir Alfeu Federicci ermordet, von seinen Freunden «Dema» genannt, ein erklärter Gegner von Belo Monte. 1987 überlebte Dom Erwin einen inszenierten Autounfall nur knapp; sein Mitfahrer starb. Bis heute steht der Bischof unter Polizeischutz. Und im Büro des Movimento hängt das Foto der amerikanischen Nonne Dorothy Stang, die sich für die Rechte von Kleinbauern eingesetzt hatte und 2005, im Alter von 74 Jahren, in der Nähe der Transamazônica mit sechs Schüssen hingerichtet wurde.

Hinter Verbrechen dieser Art stecken in der Regel Grossgrundbesitzer oder die Holzmafia. Sie hassen die Indios und alle anderen, die sich für den Erhalt des Regenwalds einsetzen. Sich mit der Holzmafia anzulegen ist ein Zeichen ausserordentlicher Tapferkeit. An Steuerbord arbeitete ein Staatsanwalt im Licht einer Taschenlampe an seinen Papieren. Er hatte sowohl die Mörder von Dorothy Stang zur Strecke gebracht wie auch die Klagen gegen die Rechtsbrüche von Belo Monte eingereicht. Vielleicht war Felício Pontes der mutigste Mensch auf dem ganzen Boot. Er war ein jugendlicher Mann mit schwarzen Augen und einem weichen Gesicht.

«Die Regierung versucht, uns die Schuld für die Verzögerungen beim Bau von Belo Monte in die Schuhe zu schieben», erklärte er mir, «doch sie wird damit nicht durchkommen. Nicht die Prozesse sind der Grund, sondern die Komplexität des Amazonasgebiets. Von Anfang an haben wir gesagt, dass die Regierung nicht genug über diese entlegene Gegend weiss. Genau das ist eingetreten.»

«Wie viele Klagen laufen derzeit?»

«23. Die meisten sind technischer Natur und haben mit der Lizenzvergabe zu tun.»

«Was sind die wichtigsten?»

«In Brasilien müssen indigene Völker vorab konsultiert werden, wenn sie von einem Projekt dieser Art betroffen sind. Zweitens sagt das Gesetz, dass ein Projekt nicht durchgeführt werden darf, wenn seine Auswirkungen so gross sind, dass die Indigenen ihr Land verlassen müssen. Und drittens sind die Auswirkungen auf die Volta Grande so immens, dass einige Arten vernichtet werden.»

«Warum kann das Projekt überhaupt durchgeführt werden?»

«Die meisten Prozesse haben wir gewonnen. Doch es gibt ein Gesetz aus der Militärdiktatur, das die Aufhebung von Gerichtsurteilen ermöglicht, wenn ein Projekt im nationalen Interesse liegt. Ein einziger Richter genügt, und er kann das ohne zusätzliche Begründung tun. Bis der Fall vor das Verfassungsgericht kommt, wird der Staudamm gebaut sein.»

Die Verbindung der Kirche mit den indigenen Völkern ging mir nicht aus dem Kopf. Der Gitarrenspieler mit dem Strohhalm in der Nase hatte sich wieder auf den Boden gesetzt, die anderen Musiker um ihn herum. Die Luft war schwer gewor-

den, und ein Unwetter kündigte sich an, während das Boot auf dem breiten Tapajós stromabwärts in Richtung Itaituba fuhr.

Ein halbes Jahrtausend lang waren Missionare in die entgegengesetzte Richtung gepaddelt. Dort trafen sie auf Indios, die keine Erbsünde kannten. Im immergrünen Regenwald verstanden sie wenig von Zeit, und es war ihnen nicht zu vermitteln, dass es ein Paradies gebe, das erst nach dem Tod betreten werden kann. Mit ihrem Zusammenhalt und den wenigen Besitztümern wirkten die Siedlungen wie ein Idealbild frühchristlicher Gemeinden. Die Missionare waren ausgezogen, um fremden Völkern ihre Religion überzustülpen; nicht wenige kehrten als Indigene im Herzen zurück.

Einer davon ist Edilberto Sena, ein robuster, gestenreicher Prediger Anfang siebzig mit breiter Brust. Auf einem Radiolehrgang im niederländischen Hilversum hat der Prediger fließend Englisch gelernt. Und jetzt leitet er die Station von Santarém.

«Ein katholisches Radio im Amazonasgebiet muss vier Prinzipien folgen», erzählte er. «Ethik in der Kommunikation. Erziehung durch Kommunikation. Objektivität. Und viertens: Evangelisierung und Befreiung!»

Auf dem Oberdeck stiegen einige sehr junge Frauen aus ihren Flipflops und begannen, mit einigen sehr alten Männern zu tanzen. In Altamira sind alle Mitglieder des Movimento von der Befreiungstheologie geprägt; Edilberto stellt darin also keine Besonderheit dar.

«Die traditionelle Theologie blickt auf Gott und fragt, wie man seinen Willen erfüllen kann. Befreiungstheologie macht das Gegenteil. Sie schaut sich die Realität an, dann wendet sie sich an Gott. Sie stellt eine Verbindung her zwischen Realität und Glauben, nicht zwischen Glauben und Doktrin. Die Realität in Südamerika aber ist ein Skandal – politisch, sozial und wirtschaftlich. Wir sagen: Das Wort Gottes hat diese Wirklichkeit zum Leuchten zu bringen.»

«Im traditionellen Christentum erfolgt Befreiung erst durch den Tod und im ewigen Leben.»

«Nein!», rief er. «Nein! Befreiung beginnt hier, jetzt und überall. Die Welt durchlebt eine Anti-Befreiung. Sie wird vom Kapital beherrscht. Das Kapital spaltet die Menschen. Es gibt eine kleine Gruppe von sehr reichen und eine grosse Gruppe von sehr armen Leuten. Wir sind gegen diese Spaltung, denn wir möchten jedem die Möglichkeit geben, ein Leben in Würde zu führen. Wenn wir den Kampf fortsetzen, dass alle zu essen haben, medizinisch versorgt sind und eine Ausbildung erhalten, dann schaffen wir den Himmel auf Erden.»

Was will Gott?

Noch war der Regen so stark, dass wir das Oberdeck räumten und die unteren Decks mit herabgerollten Planen schützen mussten. Wegen des Wolkenbruchs hielt der Kapitän nicht wie geplant in Itaituba. So blieben wir auf dem Fluss und fuhren weiter nach Norden. Am kommenden Tag sprach es sich herum, dass die Mundurukú in Itaituba von Bord gegangen waren und das Büro der Indianerbehörde Funai besetzt hatten. Nun baten sie per SMS um Geld für Verpflegung. Das brachte die Mitarbeiter der NGOs in Verlegenheit, da niemand es auf sich

nehmen wollte, umstürzlerische Umtriebe mit Spendengeldern zu finanzieren.

Während jeder Passagier ein T-Shirt des «Movimento Tapajós Vivo» erhielt, würde, wie an jedem anderen Tag auch, ein Mann am Xingu seine Kakaobohnen prüfen. Es handelte sich bei ihm um einen hageren Schwarzen im Blaumann mit einem schlohweissen Bart und einer Machete am Gürtel. Man rief ihn, nach dem Namen seiner Geburtsstadt, Maranhão. Von dort war er vor vierzig Jahren in die Volta Grande gekommen, um aus dem Dschungel seine Parzelle zu kerben.

Als Norte Energia im Dorf erschien, wurde den Bewohnern gesagt, dass ein Teil des Landes überschwemmt werden würde. Die Betroffenen wurden grosszügig pro Kakaobaum entschädigt. 500 Familien verliessen das Dorf. 300 Familien, die keine Ansprüche geltend machen konnten, blieben zurück. Nun fürchten sie sich vor den Juruna, die vertrieben werden und irgendwann auf ihren Feldern stehen könnten.

Andere Dinge sind besser geworden. Es gibt jetzt eine asphaltierte Strasse, und die Arbeiter, die sie am Sonntag unsicher machen, werden irgendwann auch wieder verschwinden. Man hat Geld in die Schule gesteckt. Nachdem Anwohner die Strasse blockiert hatten, kam der elektrische Strom. Am Mast klebt ein ausgebleichtes Foto von Lula da Silva und Dilma Rousseff.

«Ich bin immer ein Fan von Dilma gewesen», erklärte Maranhão. «Während der letzten Wahlen habe ich fast nicht schlafen können.» Er hat die PT ein Leben lang unterstützt.

2010, als Dom Erwin den Alternativen Nobelpreis erhielt und Lula nach Altamira kam, um Antônia Melos Herz zu brechen, schmolz sein Widerstand gegen den Damm.

Im selben Jahr führte der Rio Negro so wenig Wasser, dass dort auf Felsen Höhlenmalereien aus der Eiszeit auftauchten, als der Meeresspiegel hundert Meter tiefer lag als heute.

«Ich bin Katholik», sagte Maranhão. «Die Zeit für den Damm ist gekommen.»

«Warum?»

«Gott hat das letzte Wort. Es war sein Wille, dass der Staudamm gebaut wird», lächelte uns der freundliche Regenwaldabholzer über seine Lesebrille hinweg an. Dann spuckte er den Kern einer Kakaobohne auf den Boden.

«Der Damm ist der Wille Gottes.»